



DIE SCHMUCKDESIGNERIN FRIEDA DÖRFER setzte bei ihrem Weg in die Selbstständigkeit zunächst auf die Entfaltungsmöglichkeiten in ihrem Ein-Zimmer-Appartement. Foto: Roth

sie fahre in die andere Richtung und bekomme dort die Schließen ihrer Vorstellung. Auch die Tatsache, dass sie ihre handwerklich sehr ausgereifte Ausbildung zunächst an der Goldschmiedeschule machen und dann in der gleichen Stadt noch ein Studium anhängen konnte, sei ein Glücksfall. „Erst wollte ich nicht studieren, aber ich befand mich gerade so auf dem Weg, meinen Stil zu finden.“

Stilmäßig geerdet hat sie sich dann nach acht Semestern des Ausprobierens in die Selbstständigkeit begeben und kann jetzt mit ihrem klaren, dreidimensionalen und auf den ersten Blick schlicht – auf den zweiten fein guillo-

chiert – erscheinenden, oft kugelförmigen und meist großflächigen Anhängern oder Ringen eine eigene Marke mit Wiedererkennungswert präsentieren. „Das war schon gut, dass ich nicht gleich unter dem Zwang stand, verkaufen zu müssen“, findet sie. Ein Übriges habe gebracht, dass sie dank des Stipendiums von C. Hafner für ein halbes Jahr im Technikmuseum von Berlin arbeiten konnte, wo sie auch wohnte und sich dem langsamen Prozess des Linie um Linie die Guilloche ins Metall Eintreibens widmen konnte.

Das Heraustreten aus der Ebene in die Dreidimensionalität schafft Frieda Dörfer, indem sie ihre Idee eines Schmuck-

stücks sozusagen im Kopf aufschneidet, um es dann – aber nur für die Zeichnung auf Papier – wieder in die Fläche zu drücken. Löten sei dann der spannendste Prozess, bei dem auch am meisten schief gehen kann. „Da darf nichts und niemand stören“.

Der Hochschule ist Frieda Dörfer vielleicht entwachsen, aber nicht entfremdet. Ihr Wissen will sie im Projekt „Pforzheim revisited“, an dem sie selbst teilgenommen hat, auch an die ihr nachfolgenden Studierenden weiter geben.

Susanne Roth